Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 2

Artikel: Das Teufelsboot [Fortsetzung]
Autor: Achleitner, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-571636

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zu den Luzerner Städtebildern.

Mit Abbildungen auf S. 25, 28, 29 u. 33.

Diese hübschen Bildchen sind nach im Zürcher Künstlergütli aufbewahrten Originalen erstellt. Letztere sind von den Zwillingsbrüdern Emil Schultheß-Schultheß (geb. 1805, gest. 1855) und Ludwig Schultheß-Kaufmann (geb. 1805, gest. 1844) von Zürich erstellt, ohne daß man genau weiß, welcher von den beiden das größere Verdienst für sich in Anspruch nehmen dürfe.

Beide waren sich äußerlich so ähnlich, daß sie sogar von den nächsten Anverwandten oft miteinander verwechselt wurden. Dagegen waren sie von verschiedener Gemütsart; der erstere im besten Sinn einer der Stillen im Land, Ludwig lebhafter und munterer. Emil hatte die kaufmännische Carriere betreten, widmete sich dann aber später mehr historischen, antiquarischen und künstlerischen Studien. Seine leider nicht vollendete Hauptarbeit sind „die Städte- und Landessiegel der Schweiz," und in zwei sorgfältig getuschten Tableaux gelang es ihm, die Reihenfolge der Aebtissinnen am Fraumünster und der Pröbste am Großmünster zu Zürich darzustellen. Ludwig, sein Zwillingsbruder, hatte sich in Wien und Karlsruhe zum Ingenieur für den Wasser- und Straßenbau ausgebildet und fand dann nach seinem Eintritt ins Berufsleben bei Anlaß der politischen und örtlichen Umgestaltung Zürichs vielseitige Beschäftigung mit Projektierung und Aussteckung von Straßen, Vermessung des Schanzengebiets, der Pfarrgüter 2c. Er benützte mit Vorliebe jede sich darbietende Gelegenheit zu künstlerischen Leistungen. So erstellten beide Brüder gemeinsam folgende aus einer Reihe trefflicher Zeichnungen bestehende Gesamtwerke: Die Kirchen und kirchlichen Altertümer im Kanton Zürich, ferner das Kloster Töß (letzteres gemeinsam mit Joh. Conrad Werdmüller); ferner Zürcherische Burgen und Schlösser und die Festungswerke der Stadt Zürich; endlich die Serie von Luzerner Städtebildern, aus der wir hier Einiges mitteilen. Die Brüder erstellten alle diese Bilder in je zwei sauber gezeichneten Exemplaren. Je eines wird in der Familie des Ludwig Schultheß aufbewahrt, das andere schenkte Emils hinterlassene Witwe nebst ihres Gatten Portrait der ehemaligen Künstlergesellschaft in Zürich. Die Zeichnungen beruhen alle auf den genauesten Aufnahmen und haben darum bleibenden Wert. Das nun verschwundene Kloster Töß würde man nicht mehr so genau kennen, wären nicht die Schultheß'schen Zeichnungen da, und die zürcherischen Festungswerke könnte die Altertumsforschung nicht mehr leicht feststellen, hätten sie nicht die Brüder Schultheß in ihren Zeichnungen mit allem Detail der Nachwelt aufbewahrt. Sie haben zu der Zeit, da die älteren Kunstmonumente wenig geachtet waren, manches beachtenswerte Objekt, das seither untergegangen ist, in feinsinniger Weise in ihren Blättern festgelegt und so sich ein bleibendes Verdienst erworben. Diese Zeichnungen haben aber auch einige künstlerische Bedeutung, und oft haben die Zeichner ungemein malerische Gegenstände für ihre Darstellung ausgewählt. Wie lieblich ist nicht z. B. der Holdermeyerthurm an der Musegg, die Hofkirche mit dem Zinggenthor und das Kapuzinerkloster in Luzern! Namentlich lieblich ist das zweitgenannte Landschäftchen: neben den malerischen Türmen der Hofkirche sehen wir links auch ein Stück des Vierwaldstättersees und darüber die Felsen des Pilatus.

Ludwig malte oft am Sonntag in der traulichen Kinderstube und an der Seite seiner Gattin das in der Woche sorgfältig Aufgenommene. Die zwei Brüder arbeiteten im besten Sinn des Wortes miteinander und haben auch der damals neu gegründeten Antiquarischen Gesellschaft mit Aufnahmen und Zeichnungen, sowie auch als Konservatoren ihrer Sammlungen treffliche Dienste geleistet. Ludwig war teilweise farbenblind; er konnte blau und rot nicht richtig von einander unterscheiden. Als er einmal einen Plan ausarbeitete, waren die auf seinem Arbeitstisch befindlichen Schüsselchen mit blauer und roter Wasserfarbe von ihrem regelmäßigen Platz verschoben worden. Infolge dessen verwechselte Ludwig Schultheß die zwei Farben und malte die Wasserläufe rot statt blau und die Straßen und Wege blau statt rot. Die Brüder Schultheß haben sich in ihrer Bescheidenheit wohl nicht vorgestellt, daß ihre Sepiazeichnungen einmal in einer Zeitschrift veröffentlicht werden.

Das Teufelsboot.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung vom Bodensee von Arthur Achleitner.

III (Fortsetzung).

Einige Tage später wirbelt dichter Schnee in wirren Flocken über den weiten, schwarzdunklen See; die Häuser des Städtchens tragen alsbald Gupfhauben, die Dächer vertauschen ihre Ziegelfarbe mit dem winterlichen Weiß. Es stürmt aus Nordwest in schrägen Strichen, der Wind heult durch die öden Gassen und jagt durch die Takelage der im Hafen ankernden leeren festgebundenen Schiffe. Es wirbelt wie toll durcheinander vom dunkel verhängten Firmament; an eine Fahrt ist nicht zu denken, und übel genug wird es jenen Schiffern ergehen, die auf See von diesem groben Wintersturm überrascht wurden. Jegliche Arbeit ruht im Hafen; die Schiffsleute haben die schützenden Häuser aufgesucht. Nur die Schlosser und Monteure arbeiten im Boot, wiewohl der Sturm grimmig das Geflock unter Deck wehte. Auf Geheiß Eibles wurden, so gut es ging, die Kesselräume verschlossen, ebenso die Kajütenthüren. Auf das Deck kann der Sturm Schnee werfen, so viel er will; das wird später rasch weggekehrt und gefegt sein. Das hellklingende Hämmern und Klopfen im Schiffskörper verschlingt der Sturm zumeist, doch als Eible gegen Mittag die glücklich fertig gestellte Maschine anheizen ließ, um die Kessel auf ihre Dichtigkeit einer ersten vorläufigen Probe zu unterziehen und der erste Dampfpfiff ertönte, da gab es durchs ganze Städtchen einen Ruck, und trotz Sturm eilten die Leute auf die verschneiten Gassen, um zu sehen und fragen, was denn um Himmelswillen passiert sei. Eible hat nach Gebrauch der Schiffspfeife den überschüssigen Dampf wieder ausströmen lassen, so daß es gewaltig zischte und große Wolken weißen Dampfes sich über das Boot verbreiteten. Am Hafen sind Schifferknechte und Bürger erschienen, die mit Entsetzen den ungeheuerlichen Vorgang betrachten und erregt debattierten, daß das Ungetüm offenbar zu husten begonnen habe. Den stämmigen Gestalten, die sonst so wetterhart und sturmerprobt sind, deucht das Unheil zu nahen, sie weichen zurück, und als gar der Schiffer Pfäffle schreit, daß das Ungetüm jetzt in die Luft fahren wollte, laufen die Leute kreischend in tollster Flucht davon, ihnen nach in langen Sprüngen

Pfäffle selbst, der im nahen Wirtshaus zum „Blauselchen" Schutz und Heil sucht und mit aller Kraft die Thüre zuhält, um dem Teufelsschiff den Einlaß zu verwehren.

Sein Beginnen bringt die zechenden Schiffer und Fischer noch mehr in Aufregung als die anfänglich bezweifelte Mitteilung, daß das Teufelsboot im Hafen huste. Einige Schiffer gucken scheu durch die Fenster, um zu sehen, ob das Ungetüm wirklich das Wasser verlassen habe und an Land gestiegen sei, und der kropfige Hoffischer Stäble hat sich erschrocken unter den Tisch verkrochen, wo er zitternd der Katastrophe harrt. Und als gegen die von Pfäffle krampfhaft zugehaltene Stubenthüre ein gewaltiger Druck ausgeübt wurde, dem Pfäffle nicht zu widerstehen vermochte, da sprang der Schiffer kreischend zurück und rief voll Entsetzen: „Der Teufel kommt wirklich!"

Polternd und schimpfend kam aber nur der Zunftmeister herein, der weidlich loszog über die verrückte Geschichte, einem die Wirtshausthüre zuzuhalten. Wie Räuchle die erstarrten Leute sieht mit aufgerissenen Mund und Augen, da lacht der Meister auf: „Ihr habt wohl geglaubt, der Schwarze kommt und holt Euch?!"

Da stottert mit heiserer Stimme der Hoffischer unterm Tisch: „Kommt er nicht?"

Das breite Gelächter des Zunftmeisters wirkt ansteckend auf die Leute, man lacht aus vollem Halse, Stäble muß unter allgemeinem Halloh hervorkriechen und wird von Räuchle genötigt, durchs Fenster zu blicken, um sich zu überzeugen, daß der Teufelskasten noch im Wasser steckt. Beruhigt setzen sich die Zecher wieder an die Tische. Der Zunftmeister aber spottet: „Dumm sein ist schon recht, aber Ihr seid doch schon polizeiwidrig dumm! Gewiß kann ich das schwarze Ungetüm, diese verflixte Neuerung auch nicht leiden und bin ihr feind, aber deswegen braucht man noch nicht davon zu rennen, wenn's im Boot raucht, und man braucht auch nicht zu glauben, daß ein Schiff an Land steigen und spazieren laufen wird! Ein Schiff ist es ja doch!"

Kleinlaut wirft der dicke Stäble ein: „Na, so recht ist dem Ding, das husten kann, doch nicht zu trauen."

„Ach was, Unsinn!" schreit der Meister.

Einer der Segner, namens Benkhart, fragt nun, was denn das Zischen und der weiße Rauch im Boot zu bedeuten hatte.

Stäble wagt zu sagen, daß die Sache gewiß sehr bedenklich sei, denn gekocht werden die Schwarzen nicht haben, wobei vielleicht der Kessel übergegangen sein könnte.

Räuchle lacht: „Ach, du liebes Herrgöttle! Mach' nur gleich eine Würstlbraterei daraus, du dickhalsiger Hasenfuß!"

Der Hoffischer ist die gute Stund' selber, aber wenn eine Anspielung auf sein Gebrechen erfolgt, wird er meist unangenehm und nimmt jede Stichelei arg krumm. Er hebt jetzt den Kopf und mit seiner fetten Stimme krächzt er: „Hasenfuß hin, Hasenfuß her! Ich verbitte mir jede Anzüglichkeit! Ich kann meinen Hals haben wie ich will, verstanden! Und wenn der Zunftmeister gar so gescheit sein will, dann soll er sagen, was der weiße Rauch im Teufelsboot eigentlich ist!"

„Ja, der Meister soll's sagen!" stimmen die Uebrigen bei.

Verdrießlich knurrt Räuchle: „Ja, das weiß ich so wenig wie ihr!"

„Also, Meister, brauchst du den Mund über andere auch nicht so weit aufzureißen und deine Zunge spazieren gehen zu lassen! — Es ist übrigens auch ganz gleichgültig! So viel steht fest und darauf verstehe ich mich als alter Fischer, der sein ehrsam Gewerbe seit mehr als einem Vierteljahrhundert ausübt: kommt der weiße Qualm oder was es ist, ins Wasser, so ruiniert er die Fischerei und jagt alle Lebewesen davon! Nicht ein Schwänzle wird fürder zu kriegen sein, ihr werdet es sehen, die Fische werden auswandern!"

„So?" brummt Räuchle. „Was Du nicht sagst! Da werden die Fische wohl auf die Bäume steigen oder das Fliegen lernen, hihi!"

Der Fischer läßt sich nicht irre machen: „Spotte nur zu, Meister! Was ich weiß, das weiß ich! Und Ihr sollt meine Worte nicht in den Wind schlagen! Im Gegenteil! Ihr sollt mir beipflichten, mich unterstützen, denn nicht der Meister, ich bin der Mann, der der Teufelsfahrerei ein Ende machen kann und wird, ehe das Boot zum Hafen hinaus kann!"

„Du, wie so denn du?" fragt erstaunt der Zunftmeister.

„Ich, ja ich und kein anderer! Ich bin, wie ihr alle wisset, der königliche Hoffischer Simon Stäble allhier . . ."

„Setz' nur gleich bei: der Mann mit dem großen Kropf!" wirft Räuchle spöttisch ein.

„Donner und Doria! Lass' meinen Kropf aus dem Spiel, oder es hat was! — Ich, der Hoffischer, mache dem Boot den Garaus, denn ich werde unserem guten König, so bald er wieder ins hiesige Schloß kommt, auseinandersetzen, daß das Teufelsschiff mir die Fischerei ruiniert, daß der Fischfang aufhören muß! Wenn Seine Majestät keine Fische mehr auf die Tafel bekommt, dann wird der König — darauf wette ich meinen Kopf gegen ein Kilchschwänzle — jegliche Fahrt mit dem Ungetüm auf dem See verbieten und wir haben das Schiff los!"

Ueberrascht pflichten die Schiffer dieser Ausführung des Hoffischers bei; nur der Meister meint, so einfach dürfte das nicht gehen, denn es heiße ja allgemein, daß sich der König speziell für die Neuerung interessiere, ja daß er den Auftrag gegeben habe, nach englischem Muster das Teufelsboot zu bauen.

„Das ist dem König nur so von dem Amerikaner oder was der Mensch mit dem verzwickten Namen ist, eingeflüstert worden, und der gute König glaubt halt den Dampfschwindel! Wenn aber ich, der alte Hoffischer, klipp und klapp erkläre, daß das ein Unsinn ist, daß die Fischerei ruiniert wird, dann wird Majestät schon beidrehen und auf mich hören! Ich sage euch: ich bringe den König dazu, daß das Teufelsboot nicht zum Auslaufen kommt und am Hafenpegel verfaulen wird!"

Etwas betreten sagt Benkhart, der Segner: „Schön wäre es freilich, wenn's dazu und just so und nicht anders käme! Aber wo bereits so viel Geld hineingesteckt ist, hat es seine Mucken, alles wieder umzustoßen und rückgängig zu machen. — Wenn unserem König

z. B. das neue Dampfboot lieber ist, als dem Stäble seine Fische, was dann?"

Der Hoffischer zetert: „Das gibt's nicht! Unser lieber guter König kann so was nicht thun! Ein guter Felchen muß ihm lieber sein als zehn solche Seehupfer mit Dampf!"

Alles lacht. Der Zunftmeister verschließt sich dem guten Kern der Stäbleschen Ausführung gerade nicht; wie dem Teufelsboot das Lebenslicht ausgeblasen wird, das ist gleichgültig, die Hauptsache ist, daß die Geschichte vereitelt wird und alles beim Alten bleibt. Man dürfe keineswegs die Hände in den Schoß legen, es müsse jeder für sein Teil dagegen arbeiten bei jeder Gelegenheit! Kommt es zum Fahren, so darf niemand dem Teufelsschiff ausweichen, im Gegenteil, man muß versuchen, es zu überfahren, ihm die Bordwände einzurennen, auf daß der vertrackte Seehupfer zum Sinken gebracht wird. Dann werden es sich die Ausländer schon überlegen, nochmals ihr Geld in so ein Gelump zu stecken.

Benkhart wirft nun ein: „Das Anrennen könnte aber doch recht böse Folgen haben! Nach unserer Schifferordnung über Fahrt und dergleichen — und die kennt doch der Meister selbst am besten — steht schwere Strafe auf leichtsinniges Fahren oder Gefährdung eines Schiffes aus Uebermut! Ich möchte dazu die Hand nicht hergeben! Die Herren vom Gericht verstehen in solchen Sachen keinen Spaß! Und die Besatzung ums Leben zu bringen — nein, ich thu' da nicht mit!"

Die allgemeine Meinung schlägt zu Gunsten Benkharts um, denn der Vorschlag ist zu bedenklich. Daher erklärt auch Räuchle, daß es ihm auch nicht so Ernst gewesen sei, es wäre bloß Scherz gewesen. Es werde schon andere Mittel geben, dem Seehupfer den Garaus zu machen. Und jener Tag soll für die Zunft ein Festtag werden! „Ich traktiere auf meine Kosten die ganze Zunft, das gelobe ich!"

Jubelnd nimmt die Zecherrunde, die durchweg aus Schiffergenossen besteht, dieses Gelöbnis auf und bringt ein Hoch aus auf den freigebigen noblen Meister, den diese Ehrung veranlaßt, Wein aufmarschieren zu lassen. Es klingen und klirren die Gläser und Humpen, man trinkt auf die Vernichtung des schädlichen Dampfbootes, und vielseitig lauten die Vorschläge zur Beseitigung der Gefahr für die ganze Seeschiffahrt. Inmitten der hitzigen Debatte tritt Schorschl ein, der alte Schiffknecht Räuchles, der wohl schon über zwanzig Jahre treue Dienste leistet und in Ehren grau geworden ist. Verwundert betrachtet der Knecht die weinroten Gesichter und das lärmende Gebaren der Schiffer, indessen er sich den Schnee von den nassen Kleidern schüttelt.

Räuchle fragt, was Schorschl bringe oder wolle, und der alte Knecht rapportiert, daß der Wächter vom Hafenturm ihm gesagt habe, draußen im See scheine etwas passiert zu sein, doch könne man nichts wahrnehmen, es sei der Schneesturm zu grob.

„Ist irgend ein Notsignal gegeben worden?"

„Der Wächter hat nichts wahrgenommen!"

„Warum glaubt er dann, daß etwas passiert sei?"

„Weil das fällige Postschiff ausgeblieben ist!"

„Na, bei dem Sturm versteht sich das von selbst! Sie werden bei widrigem Wind eben im ‚Schweeb' lavieren, das geht nicht anders!"

Schorschl bescheidet sich und will eben gehen, da bietet ihm Benkhart einen Trunk Wein an: „Nimm einen tüchtigen Schluck, alte Wasserratte! Der Wein wärmt, er wird deinem alten Körper wohlthun!"

Dankend leert Schorschl den Humpen auf einen Zug und wischt sich die Tropfen aus dem feuchten Bart. „Tausend Dank nochmals! Das thut gut! — Aber nun will ich doch selber Ausguck halten vom Turm! Gebe Gott, daß kein Unglück geschehen! Der Sturm ist grob, der See geht hoch, da passiert leicht etwas, und der Posterer ist der beste Fahrer auch nicht! Der freut sich darauf, daß das Dampfboot die Postfahrten künftig übernehmen wird! Hat keinen Zunftgeist, der Postfahrer!"

Jetzt schreit Stäble: „Was, sogar die Post will das Teufelsschiff an sich reißen? Hat es mit der Fracht nicht genug?"

Schorschl beteuert, daß er das nur vom Hörensagen wisse. Immerhin sei es glaublich, denn wenn das neue Boot an 800 Zentner Fracht pro Fahrt an Bord nehmen könne, komme es auf etliche Briefbeutel und Poststücke auch nimmer an.

„Hol's der Henker! Fischerei, Schiffahrt und Postfahrt, alles wird hin sein! Nur ein Trost bleibt: kein lebendiger und vernünftiger Mensch wird mit dem Teufelsboot fahren! Die Menschenfahrt bleibt der Zunft, das ist sicher!" ruft ein Lädinfahrer.

Schorschl schüttelt den grauen verwitterten Kopf: „Mit Verlaub! Das glaub' ich nicht!"

„Was, willst du ein treuer Zünftler der guten alten Zeit sein? Hilfst wohl dem Engländer und dem ganzen fremden Gesindel?"

Schorschl, der sich zum Gehen gerüstet, erwidert an der Thüre stehend: „Gott sei davor! Ich bin und bleibe Schifferknecht und Seehase bis ans Ende! Aber das glaube ich doch: fährt das neue Boot Fracht, so nimmt es leicht zwei bis drei Dutzend Menschen auch mit, und die Menschen werden mitfahren, wenn die erste Scheu überwunden ist. Neugierige fahren überhaupt gleich von Anfang mit! Glaubt mir, das sage ich, der alte Schifferschorschl!" Grüßend trollt der Knecht hinaus und eilt dem Hafenturm zu, um Ausguck zu halten.

Der Meinungsstreit entwickelt sich lebhaft über die neue Frage, ob es wirklich so dumme Menschen geben könne, die ihr Leben einem so schwindelhaften neuen Unternehmen anvertrauen. Stäble glaubt das vorweg nicht, denn die Mitfahrt bedeute sicheren Tod und das Bißchen Leben liebt jeder. Das Boot habe Feuer an Bord, keine Segel, keine Ruder, von Holz ist es wie die anderen Schiffe auch, wie leicht könne der Brand um sich greifen und dann können die Passagiere in den See hüpfen und ertrinken, falls sie es nicht vorziehen, zu verbrennen.

Einer der Schiffer meint, daß so ein Schiffsbrand von selber die einfachste Lösung brächte, und der See hätte seine Ruhe wieder.

Stäble versichert, dem allergnädigsten König speziell auch auf diese Gefahr aufmerksam machen zu wollen bei der nächsten persönlichen Fischlieferung.

Den Zunftmeister juckt beim Anblick des aufgeblähten Fischers abermals die Spottlust, und sofort stichelt er: „Majestät wird aber die ersten Tage des Hierseins viel zu thun haben, bis er nur mit dem Anhören von Stäbles

Ratschlägen fertig ist. Ich wette ein Startin Wein gegen ein Felchenschwänzle, daß der König mit dir überhaupt nicht redet!"

„So? Warum denn nicht!" kreischt ärgerlich der Fischer.

„Weil ihm dein Hals zu dick sein wird!" höhnt Räuchle.

Die Knechte wiehern vor Vergnügen.

„Der König hat mich schon öfter angesprochen!" beteuert Stäble hitzig.

„Das glaub' ich; er wird halt zu dir gesagt haben: ‚Mach' Platz, dicker Ritter von Sax'[1])!"

Alles schüttelt sich vor Lachen, nur der verspottete Hoffischer gröhlt vor Zorn und Wut.

Und einer fängt zu singen an mit rauhem Schifferbaß:

„Ein Ritter ist der Herr von Sax,
Der reichste Mann am Rheine;
Er angelt in dem See den Lachs
Und jagt den Hirsch im Haine;
Er reitet an der eignen Saat
Vorüber meilenlang dem Pfad,
Und preßt die wärmsten Weine."

„Aufhören, ich leid' es nicht! Ich bin Hoffischer und brauch' mich nicht verhöhnen lassen! Aufhören, oder ich verklag' euch alle beim König!"

Mit dröhnendem Gelächter wird diese Drohung beantwortet, und schmetternd singt die Zecherrunde jetzt im Chorus die weiteren Strophen des Liedes von der „seltenen Kur":

„Warum hat Sax mit Mühe doch
Ein Fräulein heimgeführet?
Ist nicht sein Wuchs so schlank und hoch,
Wie's einem Mann gebühret!
Die Wange braun, die Lippe warm,
Die Brust gewölbt und stark der Arm
Wie's gern ein Mägdlein küret.

An Leib und Seel' ihm nichts gebricht,
Er wär' ein stolzer Degen,
Hätt' er zu viel nur Eines nicht,
Zu viel, das ist kein Segen!
Ach, an dem wohlgestalten Kopf
Des edlen Ritters hing ein Kropf,
Der blieb' wohl unterwegen.

Doch leider mit ihm wandelt er
Zu Hof und in die Städte,
Macht ihm die Liebesseufzer schwer
Und steigt mit ihm zu Bette.
Er zieht ihn auf den Boden schier
Und drückt beim festlichen Turnier
Als Spange mehr und Kette.

Da kreuzten wohl die Fräulein sich,
So gut den Speer er führte,
Bis endlich eine, tugendlich
Und arm, ein Mitleid spürte.
Dem Ritter that es selber leid
Als ihm den Hals die schöne Maid
Noch vor dem Mund berührte.

Er zieht mit ihr ins hohe Schloß
Im Forst auf Felsengrunde;
Dort zeiget ihr der Ehgenoß
Die Güter in der Runde.
Sie lebt in Freud und Ueberfluß,
Drum trägt sie gern den Ueberschuß
An ihres Herren Schlunde.

Und schöne Kinder lächeln ihr,
Dem Ritter gleich gestaltet.
Nur daß der Köpfe schmucke Zier
Auf schlanken Hälsen waltet.
Doch nimmt der Vater sie aufs Knie,
Den schweren Atem fürchten sie,
Daß er die Stirne faltet.

Ein solcher Kropf verträgt sich fast
Nicht mit der Vaterwürde,
Drum wird das Leben ihm zur Last
Wie seines Halses Bürde.
Er atmet, wie er pflegte, tief
Und zog, als ihn die Fehde rief
Fern aus von Hof und Hürde.

Was soll sich länger Weib und Kind
Mit meinem Anblick plagen?
Drum in den wilden Kampf geschwind,
Sie mögen mich erschlagen!
Er spricht's, und aus dem dichten Wald
Bricht schon der Feinde Hinterhalt,
Eh' es begann zu tagen.

Er ficht, umringt von seinem Troß,
Er sieget wider Willen,
Der wilde Gegner schwenkt sein Roß
Und möchte fliehn im Stillen;
Allein dem Freiherrn däucht's nicht gut,
Ihn dürstet nach dem eignen Blut,
Er will sein Los erfüllen!

Darum erjagt er auf der Flucht
Den Führer in der Oede.
‚Steh'!' schreit er, und der Hiebe Wucht
Begleiten seine Rede.
Da hieß es ehrlich: nimm und gib,
Nach manchem Wechselstoß und Hieb
Zu Boden fielen Beede.

Von seinem Beigewicht Herr Sax,
Der Andre von dem Streiche,
Doch schwinget seinen Speer da stracks,
Der wurde todesbleiche:
Er traf den Freiherrn in den Hals,
Er freuet sich noch seines Falls,
Reckt sich und liegt als Leiche.

Und überströmt von seinem Blut
Lag auch der edle Ritter;
Leicht ist sein Atem und sein Mut,
Ihm dünkt der Tod nicht bitter.
Still grüßt er Weib und Kinder klein,
Er schläft zu sanftem Schlummer ein,
Wie nach der Ernt' ein Schnitter.

Doch wacht er wieder auf vom Schlaf
In eines Bauern Hütte,
Gebettet und gepfleget brav,
In seiner Knappen Mitte.
Gesund vom Fuß bis an den Kopf,
Nichts fehlt dem Ritter — als der Kropf,
Dank jenem Meisterschnitte.

O Zeichen, das an ihm gescheh'n,
Ihn hat der Feind kurieret!
Wie stattlich ist er anzuseh'n,
Wie ihn jetzt alles zieret:
Das hohe Haupt, das braune Haar,
Das freie Kinn, das Schulterpaar,
Der Hals, ganz schmal geschnüret.

So reitet er zum Felsenhaus
Das aus dem Walde blinket;
Zum Fenster schaut die Frau heraus,
Er grüßt, er nickt, er winket.
Sie sieht die herrliche Gestalt,
Die Brust von einem Seufzer wallt,
Ihr Blick zu Boden sinket.

‚Ein Bot' ist's wohl von meinem Herrn,
Er bringt mir Siegeskunde!
Solch' einen Boten schau ich gern!'

[1]) Der Sohn des tapferen, berühmten Freiherrn Ulrich von Sax, Ulrich Philipp, Herr über Sax, Frischenberg und Lienz, war ein mutiger Kriegsherr, der in Piemont den Franzosen mit sieben eidgenössischen Fähnlein den Sieg bei Serisol über die Kaiserlichen erfechten half und dabei durch einen feindlichen Lanzenstich von seinem ungeheuren Kropf befreit wurde. Ob dieses Kropfes und Ereignisses ist seine Gestalt legendär geworden am Bodensee. Sax starb 1585.

Denkt sie im Herzensgrunde.
O Wunderwonne! Wer in Lust
Drückt stolz und schön sie an die Brust,
Hängt ihr verjüngt am Munde?

Die Kinder strecken nach ihm aus,
Dem schönen Mann, die Hände,
Und Jubel hallt durchs ganze Haus,
Durchdröhnt die Felsenwände.
Sein Stamm, der blühte reich belaubt,
Hoch trug der edle Sax das Haupt
Bis an sein selig Ende!"

Wiederholt hat Stäble es versucht, den Chorus zu unterbrechen, aber die singenden Schiffer ließen sich nicht irre machen, und wutschnaubend rannte der dickhalsige Fischer zur Thüre. Räuchle, dem die Lachthränen über die Wangen liefen, schrie ihm nach: „Vergiß den Speer nicht, Sax!" worauf Stäble eiligst verschwand und wütend die Thür ins Schloß warf.

Der Sang war beendet; man lachte vergnügt und trank, als plötzlich die Glocke vom Hafenturm das Alarmsignal gab und in dumpfen Schlägen Hülfe forderte. Räuchle sprang auf, rief „alle Mann auf Deck!" und rannte dem Hafen zu. Der Sturm hat sich zu einem Orkan gesteigert, dessen Tosen auch feste Mauern umzuwerfen droht. Es bedarf aller Energie und Gewandtheit, um jetzt an Bord zu gelangen. Schorschl hat den großen Rettungskahn zum Auslaufen klar gemacht, er harrt trotz des wütenden Sturmes im schwanken Boot der Ankunft des Meisters, der nun, ganz erfüllt von seiner Aufgabe, herangesprungen kommt, trotz des Schneetreibens mit einem Blick die Vorkehrungen des erprobten Knechtes überprüft und in den Kahn springt. Ihm nach vier handfeste Schiffer, während andere die Kette lösen. Räuchle will fragen, was geschehen sei, doch der heulende Sturm übertönt alles. Schorschl hält mit Eisengriffen das Steuerruder, auf einen Wink des Meisters greifen die Knechte in die Ruder, die nächste brandende Woge nimmt das Schiff auf den Rücken und wirft es mitten in den Hafen. Bald hängen die Ruder in der Luft, bald wühlen sie in einer Wogentiefe, der Nachen wird geworfen; fliegt er an die Quaimauer, so muß er zerschellen; drücken ihn die sturmgepeitschten Wogen an eine Wand der ankernden Schiffe, so wird der Kahn zerdrückt. Auf einen Enterhaken gestützt, steht Räuchle breit vorne am Bug, zum Eingreifen bereit, den Blick fest auf Schiff und Wogenschlag gerichtet. Die schwere Gefahr kennt er, doch nicht einen Augenblick hat er gezögert, das Rettungswerk zu beginnen. Und ebenso vertraut mit Gefahr und Seenot ist der alte Knecht, der mutig steuert und sein Leben zu opfern bereit ist, um den Schiffbrüchigen Hülfe zu bringen. Durch geschicktes Steuern und Himmelshülfe gelangt der Kahn glücklich durch die Hafenmündung hinaus in den freien, wildaufgewühlten, weißschäumenden See. Forschend blickt der Meister vorwärts, soweit das dichte Schneetreiben einen Ausguck überhaupt zuläßt. Nichts von einem Wrack zu erblicken! Doch Schorschl hat den Kurs im Gedächtnis vom Ausguck im Turm her; wie in einem Schraubstock festgekeilt, halten seine Fäuste das Steuer des tanzenden Kahnes. Es ist eine tollkühne Fahrt, ein Spiel um das Leben. Tiefer Ernst liegt auf den Gesichtern der Schiffer, aber auch eine unbeugsame Energie. Der von den hochgehenden Wogen mit furchtbarer Wucht vorwärts getriebene Kahn droht zu kentern, rasch wirft sich Räuchle nach der anderen Seite und rettet sich und alle durch seine Besonnenheit.

„Wrack ahoi!" brüllt Schorschl durch den Sturm. Blitzschnell richtet sich der Meister auf, faßt die lange Notleine und hält sie wurfbereit. Vorne in der Höhe von Langenaargen treibt in schwerer Seenot ein Wrak mit gekapptem Mast, hülflos, dem Untergang geweiht, wenn nicht heldenmütige Rettung kommt. Schorschl dreht bei, der Kahn geht unter Wind, die Knechte rudern etwas rückwärts. „Stopp!" schreit der Meister und wirft die Leine in kraftvollem Schwung an Bord. Mehrere Mann greifen sie im Fluge, binden das Ende am Ankerspitz fest. Griff für Griff zieht der Meister an der Leine, um den schwanken Kahn vorsichtig dem Bord des Wracks näher zu bringen, und bindet sie nun am Sitzbrett fest, hakt dann den Enterhaken an die Bordwand fest ein und ruft: „Wie viel Mann an Bord?"

Sechs Arme ragen auf.

„Zu viel! Viere herüber, nicht mehr! Die andern holen wir hernach!"

Verzweiflungsvolle Gesten der Schiffbrüchigen bekunden, daß die Schiffer ein vorzeitiges Sinken des Wracks befürchten.

Der Meister wendet sich zu Schorschl und nickt ihm zu. Der alte treue erfahrene Knecht versteht augenblicklich des Gebieters Absicht, faßt mit einem zweiten Enterhaken an, der Meister läßt seinen Haken los und setzt mit einem verwegenen Sprung hinüber an Bord des Wracks.

„Hinüber vier Mann!" kommandiert der Schiffmeister.

Gewandt hüpfen vier Schiffer trotz schweren Seeganges in den Kahn, ein fünfter drängt nach, er läßt sich nicht abhalten, und auch der sechste springt nach.

Räuchle kann mit solcher Ueberlastung den Kahn nicht abfahren lassen. Er brüllt durch Sturmgebraus: „Hans, Christian, Ruder los, herüber!"

Nicht einer zaudert, dem Befehl zu gehorchen, beide springen an Bord.

„Leine los!" kommandiert der Meister, Hans vollführt den Befehl.

Die Schiffbrüchigen haben die Ruder ergriffen, Schorschl steuert, eine gewaltige Woge faßt das Schiff und trägt es fort.

Auf Wrack ist heldenmütig der Meister und seine braven Gehülfen geblieben, mit denen er sofort die Seeschäden des Wracks untersucht. Ernst wird sein Gesicht, das Wrack ist im Sinken, der Leck groß, man wird sich nicht mehr lange über Wasser halten können, wahrscheinlich wird das Rettungsboot ein zweitesmal zu spät kommen. Und zu allem Unglück hat die zum Wrack gewordene Lädin viel Salzladung. Es ist keine Zeit zu verlieren, es heißt rasch, sicher und zielbewußt zu handeln, um das Leben zu retten.

„Planken los, Seile herbei!" kommandiert Räuchle, und greift zum Beil, um mit Hülfe der Schiffknechte flink ein Floß aus dem Wrack zu zimmern. Mittels Seilen werden die Bretter verbunden, jeder der Drei ergreift einen Enterhaken, auf Kommando schieben sie das Floß ins sturmgepeitschte Wasser und hüpfen im

letzten Augenblick darauf. Ein schwankes Fahrzeug in höchster Not! Sturzwogen gehen über Floß und Mannschaft, mit knapper Not vermögen die Schiffer sich an den Haken festzuhalten. Wohin das Floß treiben wird? Wie lange es dem schweren Sturm widerstehen wird?

Der Meister blickt zurück, das Wrack ist verschwunden, gesunken. Stundenlang treibt das Floß. Das Schneetreiben hat aufgehört, Abendnebel beginnt die allmählich ruhiger werdende Wasserfläche einzuhüllen. Ernster, immer ernster blickt Räuchle nach dem Rettungsboote aus. Ihn wie die beiden Knechte durchschauert die Kälte, durchnäßt am ganzen Körper stehen die Tapferen auf dem schwanken Floß, das in jedem Augenblick auseinanderfallen kann. Und hält es durch einige Stunden, die kalte Nacht wird sicher den Tod bringen.

„Ahoi!"

Schorschl ruft, und neue Lebenskraft wird entfacht. Das Boot steuert auf das Floß zu, einer der Schiffer wirft die Leine herüber, die der Meister blitzschnell faßt und an einem Querseil festbindet. „Los!"

Mit voller Kraft legen sich die Schiffer in die Ruder, das Floß ist im Schlepptau, Schorschl hält Kurs auf Friedrichshafen.

Inmitten der Fahrt prüft der sorgliche Meister immer wieder die Floßseile. Am hintern Ende löst sich das Floß, die Seilverbindung hat nachgelassen, es droht die Gefahr des Auseinanderfallens.

„Stopp!" ruft Räuchle nach vorn.

Schorschl wendet sich um.

„Notleine auswerfen!" befiehlt der Meister, und alsbald kommen dieselben in sicherem Wurf aufs Floß herüber.

„Bindet euch fest! Das Floß geht auseinander!"

Erst als die beiden Schiffsknechte sich die Leinen um den Leib gebunden, thut der Meister desgleichen und sichert sich selbst.

„Los!"

So lange das Floß hält, soll ausgehalten werden. Dann in Gottes Namen heißt es durch die kalte Flut im Schlepptau schwimmen.

Durch die neblige Dämmerung glotzen die Hafenlichter trüb. Nur noch ein Viertelstündchen ....

Ein Brett schwimmt weg, zischend sinkt eine Planke und taucht in einiger Entfernung wieder an der Oberfläche auf. Ein Tanzen ist's für die Drei, ein wechselvolles Hüpfen von Planke zu Planke .... das letzt Verbindungsseil löst sich, das Floß ist auseinander ....

„Achtung!" ruft der Meister und setzt sich rittlings auf ein freischwimmendes Brett. Die Knechte folgen diesem Beispiel, die Drei werden vom Boot in gespannter Schleppe in den Hafen gezogen und endlich gelandet ...

(Fortsetzung folgt).

Der Künstler.

Auf des Flusses dunkeln Wassern rollt
Rot der Abendsonne blinkend Gold,
Legt sich zackig als ein Strahlenband
Um des Stromes dämmerschwarz Gewand.

Wo am Ufer, hoch und schlankgebaut,
Ernst, ein Pappelnpaar gen Himmel schaut,
Badet stumm ein fischgeschwänztes Weib
Ihren schönen, silberblanken Leib.

Düster schaut sie in die frohe Welt,
Laut und reich und daseinslustgeschwellt.
Wehe zuckt's um ihren stolzen Mund,
Und ihr Auge taucht zum tiefen Grund:

„Einsam wandelt durch das All mein Geist,
Wandelt über Menschen tief verwaist,
Wandelt einsam in verschwiegner Qual
Unter Göttern, unterm Himmelssaal.

„Steigt er nieder nach der Erdengruft,
Treibt zurück ihn fahler Leichenduft;
Hebt ihn auf zum Himmel reine Glut,
Zieht zur Erde ihn das heiße Blut.

„Nur der Traum ist, lichter Lüfte Sohn,
Meines gottvermenschten Wesens Lohn.
Träumend weite ich der Schöpfung Reich:
Träumend schaffen macht mich göttergleich!"

——— Jauchzen schallt die weite Welt entlang,
Goldner Glocken zaubermächt'ger Klang,
Und die Erde schwillt im Jubelchor
Zu des Himmels blauen Höh'n empor. — —

Sinnend glüht des Weibes klarer Blick,
Lächelnd webt sie sich ihr Traumgeschick.
In der Wasser zwecklos ew'gem Spiel
Schwimmt sie kundig nach dem fernen Ziel.

Leuchtend hebt der Sonne goldnes Band
Aus den Fluten sie mit leichter Hand,
Spielend flicht sie draus sich blank und klar
Eine Krone für ihr schwarzes Haar.

Emil Ermatinger, Winterthur.